Heimat und Ferne

Dienstag, 23. Februar 1932

Nummer 8 | Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Der Friedensreiter

Eine Geschichte von Ludwig Bäte.

Der Friede war, nachdem man seit anno 1643 redlich gemarktet und geschachert hatte, plötzlich fast über Nacht gekommen, da auch schon in Paris die Bürger gegen ihre Regierung aufbegehrten. Der Bluthund Serwien, wie das westfälische Volk den französischen Hauptgesandten nannte, hatte endlich nachgegeben, und man unterschrieb den letzten Traktat an einem klaren Oktobersonnabend zu Münster mit eilig eingerichteter Feierlichkeit. Der Stadtsekretär, von einem Heerpauker, sieben Trompetern und drei rotgekleideten Ratsherren begleitet, las den kurzen Inhalt der Bestimmungen öffentlich vor. Dann lösten die Fähnlein ihre Musketen, von den Wällen donnerten noch einmal die Stücke, indessen sich aus dem Rathaus und Sankt Lamberti die rotweißen Fahnen der Stadt schoben, die schon seit Jahren für diesen Tag bereit lagen. Die Bürger wanderten von Straße zu Straße, man gab sich die Hand, trank sich in den Altbierschenken zu und ging beizeiten nach Hause. Keiner glaubte, daß es den Herren mit ihrem Fest ernst sei. Man war oft genug genarrt worden.

Bürgermeister Schardemann kam erst gegen Abend zur Ruhe. Doch dachte er nicht an Schlaf. Vielmehr galt es, seiner Stadt Osnabrück so rasch wie möglich die gute Botschaft mitzuteilen. So ritt er kurz nach zwölf Uhr fort, den Regen nicht achtend, der bald nach Mitternacht einsetzte. Schaum troff von den Lefzen des Pferdes, er gönnte ihm keine Rast. Bald lief Blut an den verschmierten Sporen herab. Friede! Die Glocken Münsters dröhnten mächtig in seinem Herzen nach. Wie klein war die Beschwer, die ihm bevorstand!

Der Wind keuchte und trieb ihn zu größerer Hast an. Manchmal brach der Mond durch und erhellte das blasse Gesicht, den breiten Hut und das Lederkoller, über das sich ein seidenes, reich gesticktes Uebergewand spannte, dessen Enden er in die Satteltaschen gesteckt hatte. Die letzten Wochen waren furchtbar gewesen, und es hatte aller Willenskraft bedurft, damit weder er noch sein Kollege, der erste Bürgermeister Gerhard Schepeler, zusammenbrachen. Man wollte die geliebte Vaterstadt reichsunmittelbar machen, sie für alle Willkür und Unduldsamkeit der hochfahrenden fremden Herrscher entschädigen; es war alles vergeblich gewesen. Man hatte das Geld nicht aufzubringen vermocht, ihnen die Hände zu schmieren, und verzweifelnd an seinem Werk bat Schepeler schließlich um seine Abberufung, die man ihm nur zögernd bewilligte.

Kein Mensch kam Schardemann entgegen. Die Häuser lagen mit toten Fenstern am Wege, hin und wieder blaffte ein Hund, ruderten Kraniche schrill unter dem schweren, niedrig hängenden Himmel her.

Aber es war Friede, und alles würde sich finden. Sie würden weiter tapfer zusammenstehen, nun die schlimmste Arbeit begann, das zerrissene und gänzlich verwahrloste Volk wieder an regelrechten Fleiß und alte Zucht und Unterordnung zu gewöhnen. Ein Geschlecht war aufgewachsen, das nichts mehr von Treue und Glauben wußte und dem der Bakel des Schulmeisters ebenso fehlte wie der stille, fromme Zuspruch des Evangeliums. Doch hatte Gott ihnen das Leben gelassen, und sie würden lernen, es für ein Höheres willig und gern einzusetzen.

Als die Sonne aus brandigem Nebel aufstieg, lag Iburg schon hinter ihm. Kurz nach sechs Uhr kam er in Osnabrück an. Keiner traute seinen Worten, doch fand sich jeder, der nur abkommen konnte, nach der Kirche vor dem Rathaus ein, dessen Treppe man rasch mit grünen Tannen und buntem Tuch geschmückt hatte. Syndikus Böger las den Text vor, den Schardemann mitgebracht, Christoph Kölling hob mit seinen Gesellen vom Umgang des Marienturmes das „Nun lob', mein Seel' den Herren!" an, in das man weinend einfiel. Die Prediger schritten von Gruppe zu Gruppe, den Verwirrten Trost zusprechend. Die Kinder standen mit offenen Mäulern da. Die Glocken läuteten von allen Kirchen. Man brachte den Armen zu essen. Feinde schworen ihrem Zank ab. Mancher gelobte, ein neues Leben zu beginnen. Kurz bevor die Tore geschlossen wurden, kam die Botschaft, daß die kleine Tochter des Apothekers Ameldung, deren Mutter als Hexe verbrannt worden war, gestorben sei. Das Mädchen hatte die Freude nicht zu überleben vermocht und war zu den Engeln eingegangen, die es vom Rathaus herabkommend so oft im Traume gesehen. Die Nachricht ließ keinen rechten Jubel aufkommen; jeder Sinn kehrte sich dem schwergeprüften Manne zu, dessen Fenster als einzige in der Stadt am Abend ohne Licht blieben. Der Rat, der anfangs die Anzündung der Heerpfannen vor dem Rathaus angeordnet hatte, sah davon ab, um den Verstörten, der von einem Zimmer zum andern lief, nicht noch mehr zu quälen. Auch die Handwerker, die abends mit brennenden Lunten auf die Wälle zogen, vermieden es, den Markt zu überqueren, brachten aber dem Bürgermeister vor seinem Hause ein Vivat, in das die vielen, die noch spät die Straßen füllten, freudig einstimmten. Er dankte gerührt, und vor ihm erhob sich aufs neue das geliebte Vaterland deutscher Nation, über dem die Sterne des aufgehellten Nachthimmels wie eine tröstliche Verheißung standen und mit tieferem Leuchten zu scheinen anhoben.

Der Sternenhimmel im März

Von Dr. Dr. Carl G. Corneltus.

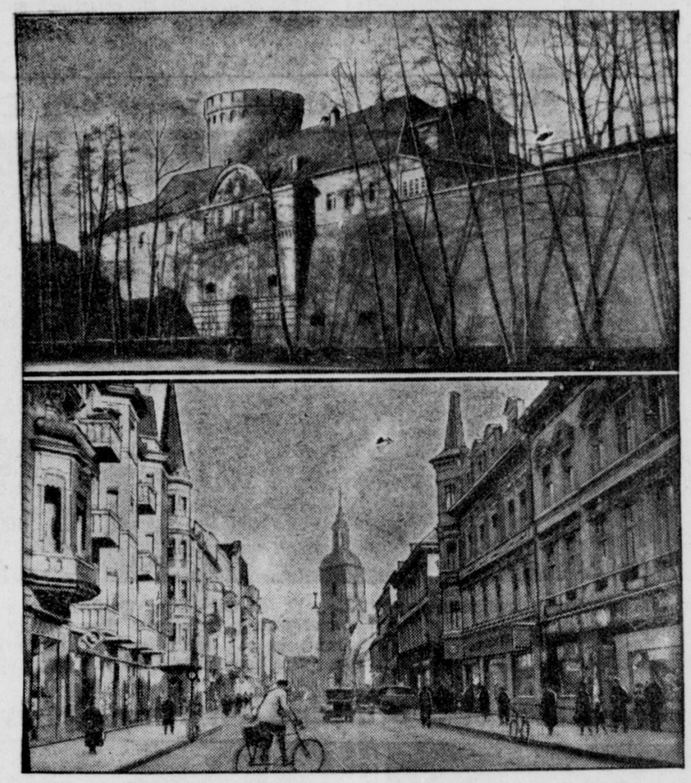
In den Abendstunden (Anfang des Monats 11, Mitte 10, Ende 9 Uhr) nimmt der Große Wagen, die bekannteste Sternengruppe unserer Breiten, von allen Bildern die nächste Stellung zum Scheitelpunkt des Himmels ein. Im Vergleich zu den Vormonaten ist er förmlich zum Zenith „hinaufgefahren", allerdings mit der Deichsel nach hinten. Folgt man deren Richtung, so trifft man genau im Osten in halber Himmelshöhe auf die gelbe Riesensonne Arctur im Bootes. Die Verlängerung dieser Linie führt ziemlich tief im Südosten auf Spica, den weißen Hauptstern der Jungfrau, die seit vergangenem Herbst am Abendhimmel nicht zu sehen war. Auch das daneben stehende Viereck des Raben und der größte Teil der langgestreckten Wasserschlange (gleichfalls im Südostquadranten) sowie im Nordosten der Herkules und Leier mit der strahlenden Wega kommen für dieses Jahr neu über den Horizont empor. Hoch im Süden „liegt" der Löwe; der Leib beginnt bei dem gelben Hauptstern Regulus, über dem in schöngeschwungenem Bogen das Haupt sich erhebt. Ziemlich dicht neben ihm lenkt Jupiter vornehmlich den Blick auf sich, und er leitet zu den prächtigen Bildern über, die den südwestlichen Teil des Firmaments erfüllen. Zum letzten Mal vor nächstem Winter ist hier das „Große Sechseck" vollständig sichtbar: Neben Jupiter glänzt das Zwillingspaar Castor und Pollux, Procyon im Kleinen Hund folgt unterhalb, darauf Sirius. Wiederansteigend führt die Linie auf Rigel im Orion, symmetrisch zu dem die rötliche Beteigeuze im gleichen Bilde strahlt, und dem ebenfalls rötlichen Aldebaran im Stier. Die Spitze der Figur, Capella im Fuhrmann, liegt schon im nordwestlichen Teil des Himmels, den von Westen her in halber Höhe das Siebengestirn, Perseus, Kassiopeia und Kepheus bedecken, während in gleicher Richtung Andromeda, Dreieck und Widder zur Gesichtslinie hin abschließen. Der Veränderliche Algol im Perseus zeigt günstig beobachtbare Lichtminima am 8. um 1 Uhr [illegible] und am 10. um 8 Uhr 20 Minuten.

Von den Planeten ist der schwer beobachtbare Merkur so günstig zu sehen wie nicht wieder in diesem Jahr. Bis fast zwei Stunden nach Sonnenuntergang kann man ihn in der zweiten Monatshälfte in der Nachbarschaft des gerade verschwundenen Tagesgestirns erblicken. Seine Helligkeit nimmt allerdings zusehends während dieser Zeit ab. Vor allem ziert den Abendhimmel aber Venus, die bis vier Stunden nach Sonnenuntergang in flammender Pracht sichtbar wird. Als dritter nur in den Abendstunden aufzusuchender Planet ist Uranus zu nennen, der mit dem Sternbild der Fische etwa eine Stunde nach Einbruch der Dunkelheit verschwindet. Die ganze Nacht sind in der ersten Monatshälfte noch Jupiter und Neptun zu erblicken, beide im Löwen, der gegen Ende des Monats allerdings etwa eine Stunde vor Tagesanbruch versinkt. Ganz unsichtbar bleibt Mars, während Saturn die Stelle des Morgensterns vertritt. Gegen 4 Uhr erscheint er im Südosten mit den Sternen des Schützen, und für Besitzer eines kleinen Fernrohrs bietet sich die Stellung seines Ringsystems dann günstig dar.

Als besondere Himmelserscheinung ist auf das Tierkreislicht hinzuweisen, das im März am günstigsten zu beobachten ist; an klaren Abenden kann es bald nach Sonnenuntergang im Westen als schwachleuchtender, schräg aufsteigender Lichtkegel gesehen werden, der sich durch die Bilder Fische, Widder und teilweise durch das des Stiers zieht.

Die Sonne tritt am 20. aus dem Zeichen der Fische in das des Widders, womit in unseren Breiten kalendermäßig der Frühling, auf der südlichen Erdhalbkugel der Herbst beginnt. Die Tageslänge steigt von 10¾ Stunden am 1. auf 12¾ Stunden am 31. Am 7. erleidet unser Zentralgestirn eine ringförmige Verfinsterung, die als partielle in Australien, Indonesien und dem südlichen Indischen Ozean, als ringförmige nur in einem Streifen des südlichen Eismeers sichtbar sein wird. Der Mond zeigt folgende Hauptlichtgestalten: Neumond am 7. um 8 Uhr 45 Minuten, Erstes Viertel am 15. um 13 Uhr 45 Minuten, Vollmond am 22. um um 12 Uhr 30 Minuten, Letztes Viertel am 29. um 4 Uhr 45 Minuten. Auch er wird verfinstert, und zwar am 22. bis zu 97 Prozent seines Durchmessers, was jedoch nur in Ostasien, Westamerika und den Inselgebieten des Pazifischen Ozeans beobachtet werden kann.

700 Jahre Stadt Spandau



Oben: Die Zitadelle mit dem Juliusturm.
Unten: Die Potsdamer Straße in Spandau mit der Nikolaikirche.

Am 6. März feiert Spandau sein 700jähriges Bestehen als Stadt. Heute der Sitz mehrerer großindustrieller Unternehmen, war Spandau mehrfach Residenz brandenburgischer Markgrafen. Im Dreißigjährigen sowie im Siebenjährigen Kriege spielte die Festung ebenso eine Rolle wie in den Kämpfen von 1806 und 1813. Von 1871 bis 1914 lagen in dem Spandauer Juliusturm die 5 Milliarden, die Frankreich als Kriegsentschädigung zahlte, als deutsche Kriegsreserve.

Auf Büffel!

Jagdskizze von Otto-Hennig Kempfe-Usambara (Deutschostafrika).

Noch lagen die Berge des Usambara in tiefdunklem Grau. Das Kreuz des Südens leuchtete matt, der Orion, viel größer und schöner als zuhause in Ulaya, stand auf dem Kopf und streckte die Rechte dem Norden zu. Die ersten Stimmen der Wildnis erklangen. Unser Kamp lag unmittelbar am Fuße der Usambaraberge, die steil aufragend tausend Meter über uns ihre Gipfel in Nebelschleier hüllten.

O selige fünf Minuten, in denen die ostafrikanische Nacht zum Tage wird! Wie ein Vorhang schwindet das Dunkel. Mit einem Schlage ist's hell. Die Sonne vertreibt Wolken und Schleier und beginnt, kaum erwacht, zu strahlen und zu brennen.

Unsere Boys arbeiteten bereits. Das Feuer war natürlich doch ausgegangen, obwohl es die Löwen abhalten sollte, und der „Pishi" kochte und briet. Wir warteten aber nicht erst ab, sondern zogen erst mal los. Vielleicht war an der Wasserstelle des Kundy ya Mbalo schon Leben.

Kaum 50 Schritt waren wir marschiert, da regte es sich vor uns: Büffel! Hundert Meter entfernt, leider verdeckt durch Busch und Elefantengras.

Anpürschen! Vorsichtig schlichen wir durch Gesträuch und Holz. Lautlos kamen wir näher und näher, bis wir dann eine Herde von etwa dreißig Büffeln vor uns sahen.

Da begannen die Affen zu kreischen, und die Büffel brachen aus. Ein Schuß gellte hinterher.

Das war eine Dummheit. Denn im Dickicht läßt sich nicht gut zielen und treffen. Die Büffel donnerten mit Windeseile davon. Aber als wir ihre Lagerstätte erreichten, lagen dort — wir trauten unsren Augen nicht — Schweißspuren. Also doch getroffen, und zwar in Brusthöhe! Aber nur eine geringe Verletzung, denn der Schweiß war gering.

Wir ließen Frühstück Frühstück sein und folgten den weit sichtbaren Spuren. Kreuz und quer ging es bis in die offene Steppe, wo sich die Spuren verliefen und mit anderen Wild- und Büffelspuren vermischten. Verludern aber lassen wir kein Stück! Weiter ging es durch Steppe und Busch, über Elefantenwege, Shenzipfade, unter Schirmakazien, an Dornbüschen vorbei. Kilometer auf Kilometer legten wir zurück und hielten erst gegen Mittag ein. Wir waren vollkommen ermattet.

Uebrigens sagten wir uns: Wenn der angeschossene Büffel sich derart gut gehalten hat, wird seine Verletzung wohl ungefährlich sein.

Der Rückmarsch war entsetzlich. Wir kamen ins Kamp, fielen über Tee, Wasser und Kaffee her wie noch nie. An Essen dachten wir nicht. Dann sanken wir um und schliefen die ganze heiße Nachmittagszeit durch, erst gegen sechs Uhr wachten wir wieder auf.

Zwei Tage vergingen, ohne daß wir die vertriebenen Büffel fanden. Zwei Tage voller Enttäuschungen und Mißlichkeiten. Dieses Laufen in der Hitze des Aequators, dieses Spurensuchen kreuz und quer durch Steppe und Busch, über Sand und Steine, in Gras und Pori — — —

Der Mittag des vierten Tages war gekommen. Wir krochen auf allen vieren durch die Dornbüsche. Da — ein Schnaufen, ein Rascheln. Im Nu war ich hoch, die Mauser entsichert. So stand ich, plötzlich völlig frisch in guter Deckung vor einer kleinen Lichtung.

Ein dunkler Rücken, fünf Meter vor mir, halb verdeckt von Buschwerk und Blätterzweigen ... Ich sah den Widerrist, das Blatt genau vor mir, hob die Büchse, zog den Stecher ...

„Halt, um Himmelswillen, nicht schießen!" schrie neben mir mein Begleiter.

So ein Kamel, dachte ich, will der selber schießen? Ich zielte, sorgfältig und ruhig. Da hob der Büffel den Kopf und zeigte uns zwei wundervolle härene Hörner: Ein Nashorn stand vor mir. Ein Nashorn, das nur auf besonderen Jagdschein geschossen werden darf.

Das war Pech. Es war ein wunderschönes Tier. Es bemerkte uns, als der Sicherungshebel einschnappte, sah sich verächtlich um, sprach vielleicht auch das Zitat aus dem Götz, wozu es uns seine entsprechende Körperseite zuwandte, und trottete gemächlich davon.

Ich sah hinter ihm her, noch minutenlang. Das Tier hatte es gar nicht eilig, ich aber grübelte: wie können bloß Büffelspuren zu einem Nashorn führen?

Aber nein, es stimmte, innerhalb der nächsten halben Stunde trafen wir auf eine Herde. Ich kroch hinter meinem Begleiter auf allen vieren hinterher, da sprang er auf, legte an, schoß ...

Im Nu donnerte die Erde um uns herum. Eine mächtige Herde hatten wir aufgescheucht. Ein dumpfer Fall ertönte. Dann brach es aus, als ob eine Hölle entfesselt wäre. Die wilde Jagd ging quer durch den Dornbusch. Eine tüchtige Schweißlache zeigte, daß der Schuß gesessen hatte. Träger und Boys wurden nachbeordert, mein Begleiter verfolgte die Schweißfährte. Wir anderen warteten.

Die Zeit wurde uns lang. Wir saßen eine Stunde, da wurde ich unruhig. Ich stieg auf eine Akazie, um Ausschau zu halten. Da sah ich die Steppe brennen, das Feuer kam gerade auf uns zu, noch weit entfernt zwar, aber doch wichtig.

Die zweite Stunde verging, ohne daß irgend etwas von meinem Begleiter zu hören und zu sehen war. Das Feuer kreiste uns scheinbar ein. Ein Gegenfeuer mißlang. Bei uns war es nicht trocken genug.

In der dritten Stunde fiel ein Schuß. Aber das war keine Büchse — das war ein Tesching. Und nach wenigen Minuten krachte ein richtiger Schuß, dann wieder ein Schuß, wir sprangen auf — noch ein Schuß — und eilten in die Richtung zu unserem Begleiter.

Vier Kilometer von uns lag der Bulle.

Er hatte den ersten Schuß in die linke Keule bekommen gehabt. Der Knochen hielt den Einschlag auf, zersplitterte aber restlos selbst. Auf drei Beinen war der Büffel dann weiter gelaufen. Mein Begleiter hatte die Verfolgung aufgegeben, er schoß mit dem Tesching gerade ein Buschhuhn, als zwanzig Meter neben ihm ein Schnaufen und Brummen anhob ... Das war er!

Mein Begleiter entsicherte, pirschte sich heran — da erhob sich der Bulle und ging auf den Mann los. Der gab einen Blattschuß ab, der Bulle nahm ihn an, ein zweiter Schuß in den Hals, der Bulle, rasend, stürzte auf fünf Meter hin, sprang erneut auf — da gab ein Kopfschuß ihm den Rest.

Der Sieger trank den gesamten Kaffee-, Tee- und Wasserrest aus. Es waren etwa vier Liter.

Ich habe sie ihm gegönnt.

Ein Fest der deutschen Volkstrachten in Berlin



Reizende Kindergruppe auf dem deutschen Volkstrachtenfest, das in Berlin stattfand.

Die bunte Vielfarbigkeit der Trachten aller deutschen Gaue bot gerade dem Großstädter, der tagaus tagein nur das Grau seiner Straßen gewohnt ist, ein doppelt wirkungsvolles Bild.

Wer trug die ersten Handschuhe?

Wenn griechische Stutzer auf die Jagd gingen. — Der Handschuh des Bischofs ermahnt die Gemeinde. — Die künftige Kalbshaut in der Walnußschale.

Von Albrecht Riederer.

Heutigen Tages erfreut sich der Handschuh einer vielleicht größeren Beliebtheit als früher. Der Mann pflegt ihm eine weniger große Bedeutung beizumessen. Und doch ist es gerade das stärkere Geschlecht, das nach den Feststellungen der Geschichtsschreiber zuerst Handschuhe getragen haben soll. Und zwar steigt aus dem Dämmer des sagenumwobenen Altertums als ein solcher Elegant Laertes, der Vater des listenreichen sturmerprobten Seefahrers Odysseus, vor uns auf. Wenn dieser berühmte Stutzer dem edlen Weidwerk oblag, dann pflegte er Handschuhe anzuziehen, um sich gegen die spitzen Dornen des Buschwerks zu schützen, das er auf der Jagd zu durchqueren hatte. Seine Landsleute, die bekanntlich bei Tische mit den Fingern aßen, zogen sich wohl auch beim Essen Handschuhe an, um sich an den heißen Speisen nicht die Finger zu verbrennen. Ihr Gaumen scheint also weit abgehärteter gewesen zu sein als ihre Hand. Aber auf alle Fälle galten damals Männer, die Handschuhe trugen, als verweichlicht.

Bei manchen alten Völkern fanden Handschuhe bei Rechtsgeschäften sinnbildliche Verwendung. So wurden sie vom Verkäufer eines Ackers dem Erwerber als Zeichen der Besitzübertragung gegeben.

In den Tagen der ersten Christenheit kam der Handschuh zu hohen Ehren. Wir finden ihn auf den Bildern von Heiligen und geistlichen Würdenträgern, deren vornehme Abkunft er zum Ausdruck bringen soll. So gehörte er zu den Emblemen von St. Front, der nach der Legende einen Handschuh verlor, als er an dem Begräbnis Marthas, der Schwester des Lazarus, teilgenommen hatte. Der Bischof Cäsarius von Arles, der später ebenfalls heilig gesprochen wurde, sandte einst einer Gemeinde, deren Gleichgültigkeit seinen Zorn erregte, einen mit Luft gefüllten Handschuh. Ferner berichtet die fromme Legende, daß Amadeus von Savoyen von seiner Schwester einen Handschuh erhalten habe, den einst die Jungfrau Maria trug, und daß der fast blinde St. David von Schweden seine Handschuhe an einen Sonnenstrahl hängte, den er irrtümlich für einen Stab hielt.

Kostbarer noch als die schon recht wertvollen Handschuhe der Geistlichen zur karolingischen Zeit waren die der deutschen Kaiser. Recht viel Prunk wurde mit diesem Kleidungsstück um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts getrieben. Die Moderegel schrieb damals vor, daß drei verschiedene Königreiche zur Herstellung mitgewirkt haben mußten. Spanien bearbeitete den Stoff, Frankreich schnitt ihn zu, und England übernahm das Nähen. Noch heute kann man aus Limerick in Irland stammende Handschuhe bewundern, die aus dem Fell ungeborener Kälber gearbeitet sind. Die im Zunfte

wappen der Handschuhmacher oftmals vorkommende Walnuß deutet daraufhin, daß die Erzeugnisse jener Meister in einer einzigen Walnußschale Platz fanden; so dünn waren die Kunstwerke gearbeitet.

Um die Mitte des 18. Jahrhunderts trug man auf halblangen Lederhandschuhen Medaillons, die in zarten Farben gemalte Bildnisse enthielten. Das deutet schon ganz auf die heutige Zeit hin, in der kapitalkräftige Amerikanerinnen das Antlitz eines ihrem Herzen nahe stehenden Menschen auf den Rücken der Handschuhe malen lassen. Die Luftlöcher, die man in der Fingerbekleidung der Pariser Mode 1932 findet, haben bereits um 1800 ihre Vorgänger gehabt.

In Wien konnte man vor kurzem historische Handschuhe bewundern. Solche für den Gebrauch im Felde, wie sie der Herzog Philipp von Burgund trug; dann die ledernen des englischen Diktators Oliver Cromwell. Die gestickten Falkenhandschuhe Heinrichs des Achten lassen ebensosehr auf Charakter und Lebensweise ihres Trägers schließen wie die puritanisch einfachen gelben Wildlederhandschuhe Friedrichs des Großen.

Seltsam muten die Damenhandschuhe aus braunem Ziegenleder mit Stickerei auf dem Rücken an, dessen Nähte aus lachsroter Seide hergestellt sind. Keine Geringere als Elisabeth, die jungfräuliche Königin von England, war die Trägerin. Welcher Gegensatz zu den bescheidenen langen grauen Handschuhen der Hohenzollerin Luise von Preußen!

Dichterische Berühmtheit erlangte der Handschuh, den Schiller in dem gleichnamigen Gedicht besungen hat: „In seinem Löwengarten, das Kampfspiel zu erwarten, saß König Franz ...“ Um den Handschuh der Dame turnierte das damals bereits aussterbende Rittertum. Er war das Sinnbild der Belehnung und der Standeserhebung für den Edelmann. Mit dem Handschuh verlieh der Kaiser den Städten Markt- und Münzrecht. Wer sich mit einer Bittschrift an eine Behörde wandte, legte ein Paar wertvoller Handschuhe bei. Wenigstens geschah dies im fröhlichen Alt-England. Heute kennt man so etwas nicht mehr. „Man ist“, wie Wilhelm Busch sagt, „gottlob recht tugendlich, denn man hat alles hinter sich.“

Neger untereinander

Von Otto-Hennig Kempfe, Tanga (Deutschostafrika).

„Haarsträubend? Da bin ich doch wirklich gespannt. Ich staune bei Negern über nichts mehr, und der Witz von dem Schwarzen, der aus dem 42. Stock eines New Yorker Neubaues fiel und sich freute, daß er auf den Kopf gefallen war, scheint mir nicht sonderlich gesucht zu sein.“

„Doch“, sagte mein Gegenüber, eine junge Dame, die als Hauslehrerin hinauf ins Innere fuhr und mit der ich ins Gespräch kam, als unser Zug den Palmengürtel Tangas verlassen hatte. „Es war haarsträubend. Und wenn ich's nicht selbst gesehen hätte, ich würde es nicht glauben. Hören Sie zu!

Ich hatte mich“, fuhr sie nach einer kurzen Pause fort, „bald an allerlei Afrikanisches gewöhnt, Prügeleien mit angesehen, die mit Blut und Wunden endigten. Aber nun ... Ich ging eine kurze halbe Stunde in die Umgebung. Da wohnte ein alter Wächter von unserer Chamba in seiner Rundhütte. Ich wollte nachsehen, ob er nicht wieder einige nette Kinandas oder Trommeln hatte. Auch ich sammele Kuriositäten.

Aber was sah ich? Wie ich vor die Hütte kam, stand da der Mann in einer mächtigen Blutlache. Ich erkundigte mich teilnahmsvoll und erfuhr, daß er kranke Beine hätte, seine Frau wäre gerade dabei, sie ihm wieder gesund zu machen. Aber wie! Das hätten Sie sehen müssen. Sie schnitt ihm mit einem schmutzigen Taschenmesser in die noch schmutzigeren Beine — vom Knie abwärts bis zu den Zehen. Der Mann gab keinen Ton von sich. Ueber zwei Dutzend Wunden, aber tiefe, waren auf jedem Bein! Und trotzdem keinen Ton. Endlich war anscheinend genügend Blut abgezapft worden, — da kam erst die Hauptsache: die Dawa! Pfeffer und Zitronen wurden in die Einschnitte gerieben, wahrscheinlich, um die Blutung zu unterbinden. Dies schien selbst dem Neger zuviel. Aber nicht mehr als ein einziger leiser Seufzer — mehr gehaucht als ausgestoßen — war hörbar.

Ich konnte es nicht mehr aushalten. Eilig verschwand ich. Der Anblick der Jammergestalt mit den zerfetzten Beinen flößte mir Entsetzen ein. Ich war kaum zehn Schritte entfernt, da hörte ich ein freundliches ‚Kwa heri, bibi‘, nicht nur von der Doktorin, sondern auch von dem Patienten. Brrr — ich eilte davon. Es ist doch fabelhaft, was diese Kerle aushalten können.“

„Ja, da haben Sie recht. Aber gegenüber dieser Standhaftigkeit muß man auch die ungewöhnliche Roheit der Neger berücksichtigen. Wir hatten mal auf unserer Chamba dauernd Diebstähle zu verzeichnen. Wir paßten mal besonders scharf auf und ertappten ein Mtoto, vielleicht 12 Jahre alt nur, den Sohn gerade unseres Karanis. Hauen dürfen Weiße nicht. Wir überweisen derartige Fälle nun dem Karani, der es auch tüchtig und segensreich besorgt. Glauben Sie, er hätte darauf Rücksicht genommen, daß es sein Kind war? Im Gegenteil. Wir hatten ihm vorgeschlagen, dem Bengel neun auf die Rückseite zu geben. Was tat der Alte? Gab fünfundzwanzig nach altbewährtem Brauch, dazu mit dem Kiboko, der Nilpferdpeitsche. Zwei Tage, dachten wir, würde das Mtoto nicht zur Arbeit kommen. Aber am nächsten Morgen war es da, kam auf uns zu und sagte: ‚Asfanti sana bwana mkubwa — danke schön, Herr.‘ Und arbeitete, als ob nichts vorgefallen wäre. Aber geklaut hat es nicht mehr.

Kürzlich wurde bei uns in Tanga ein Einbrecher geschnappt. Aber das war mehr ulkig, als tragisch. Zwar floß auch dabei Blut, aber lachen mußte ich doch, als ich das Palaver mitanhörte.“

„So? Das müssen Sie erzählen!“

„Gern. Ich setzte mich nachts auf unsere Baraza hinaus, weil ich von einem mörderlichen Krach geweckt werde. Man wird neugierig in Afrika, Sie wissen es ja selbst. Na, ich sah also einen Menschenknäuel sich auf der Straße wälzen. Prügel gab es und Hiebe. Es klirrte auch verdächtig nach zerbrechenden Bierflaschen. Dann kamen zwei Askaris, stämmige Somalis, hieben mit ihren Polizeiknüppeln dazwischen und schleppten die ganze Gesellschaft unter eine Straßenlaterne, gerade 15 Meter von mir entfernt. Es war zu ulkig. Der Einbrecher war bemerkt worden. Als er so richtig ins ‚Schußfeld‘ kam, hatte man ihn mit einem Hagel von Bierflaschen empfangen. Er flüchtete. Vier Neger hinterher. Bald hatten sie ihn und bearbeiteten ihn weiter mit Flaschen und Stöcken. Krach — zersplitterte ein Stock. Klirr — zerschellte eine Flasche an dem Schädel. Und nun die beiden Askaris! Sie wissen, die haben keine Gummiknüppel, sondern handfeste zierlich gedrehte Ebenholzknüppel. Ein Trommelwirbel auf den Kopf — der Einbrecher schwankte, hieb aber weiter auf seine Verfolger ein. Nun bekamen die auch ihren Trommelwirbel auf den Kopf, und das Palaver war schlimmer als ein Handel auf den Marktplätzen. Ich sah deutlich in dem Lampenscheine, daß der Kerl blutete wie ein Stier. Das hinderte ihn aber nicht, kreuzfidel zu sein und heftig weiter zu reden. Der Fall verlief dann wie das Hornberger Schießen: Er wurde notiert, der Einbrecher mitgenommen, und sicherlich bedauert er heute, daß er brummen muß und nicht mit 25 Hieben auf das entblößte Hinterteil wie sonst üblich abgegolten wurde.“

Unser Zug hatte Korogwe verlassen und stampfte langsam bergan.

„Viele Neger sind zu komisch, aber manchmal läuft einem doch außer dem Auge die Galle über“, sagte meine kleine Reisebegleiterin. „Unser Küchenmtoto, etwa 15 Jahre alt, hatte einstens zuviel Tembo getrunken, Kokosnußbier, oder wie man's nennen will, und in diesem Kater machte es alles falsch. Zuerst lachten wir, dann aber lief unserer Hausfrau die Galle über. Es war zu blödsinnig, was der Kerl anstellte. Stellen Sie sich folgendes vor:

Beim Abendbrot war alles um den Tisch versammelt: Der Hausherr in schneeweißem Dreß, seine Gattin im kleinen Abendkleid, die beiden Kinder in schmucken Matrosenanzügen. Die Suppe kommt herein. Die Hausfrau schöpfte aus — erstarrte, ließ die Kelle fallen. Ich konnte nicht mehr an mich halten: Ein Waschlappen von beträchtlichem Umfange hatte in der Kelle festgesessen — durchaus nicht gerade ein neuer.

Der Mpishi, der Koch, wurde zitiert. Er schlotterte vor Angst, schob aber alle Schuld auf Saul, der das Essen hereingebracht hatte. Der verschanzte sich hinter dem Mpishiboy, der noch immer torkelnd vor uns stand. Schließlich platzten die Kinder heraus, der Vater stimmte ein, na, und da mußte die Mama ebenfalls mitmachen. Keiner flog, und alle schwuren, daß sowas nie wieder vorkommen sollte.“

„Solche Versprechungen kenne ich. Mein Boy versprach es mir auch. Ich sandte ihn mit einem kleinen Paket zu einem Bekannten. Der Bursche sollte nicht sagen, von wem es käme, sondern es einfach abgeben.

Na, mein Saleh geht also auch richtig hin und sagt: ‚Jambo, bwana, guten Tag. Ich soll Dir ein Paket geben. Hier ist es.‘

‚Fast, ist gut, von wem denn?‘

‚Ja, bwana, das darf ich Dir nicht sagen.‘

‚Na, warum denn nicht?‘

‚Mein Herr hat mir das verboten. Ich soll nicht sagen, daß es von ihm kommt.‘

‚Wer ist denn Dein Herr?‘

‚Na, kennst Du den nicht, den bwana Kempfe?‘

Drei Tage später bekomme ich einen Brief. Der Schreiber bedankt sich sehr freundlich für das Geschenk. Ich bin verblüfft, frage Saleh. Er versichert aber, er hätte es bestimmt nicht verraten, sondern nur — — Na, dann klatschte es natürlich.

Saleh weiß heute noch nicht, warum das geschah. Er sagt treuherzig: ‚Weißt Du, bwana, das finde ich nicht schön. Ich mache das, was Du mir gesagt hast und dann haust Du mich noch.‘“

Dieses arktische Bild bietet jetzt der Hafen von Stettin



Handelsschiffe sind im Eis festgefroren und warten auf die Befreiung durch Eisbrecher.

Stettin, Deutschlands größter Handelshafen an der Ostsee, ist seit der letzten Frostperiode nur mit größter Schwierigkeit zu erreichen. Das Haff ist mit festem Eis bedeckt, so daß selbst starken Dampfern die Einfahrt ohne Hilfe von Eisbrechern unmöglich ist.

Erste Aufnahme von dem deutschen Substratosphärenflug





Links: Die beiden kühnen Ballonfahrer vor dem Start.
Rechts: Der Ballon „Ernst Brandenburg“ nach dem Aufstieg bei Bitterfeld.

Der Ballonführer Schütze und der Berliner Meteorologe Suckstorff stiegen in Bitterfeld zu einer Fahrt in die untere Stratosphäre auf, um dort Messungen der kosmischen Höhenstrahlen zu überprüfen. Sie erreichten eine Höhe von 9000 Metern und landeten in der Nähe von Olpe.

Rekord-Goldpreise in England



Schlangenstehen vor Goldwarenländen — ein Bild, das man jetzt täglich in Londoner Straßen sieht.

Der ungewöhnliche Preis von 27 Schillingen, der jetzt für das Goldpfund gezahlt wird, lockt die Engländer, ihren Besitz an Schmucksachen und Goldmünzen beim Goldwarenhändler zu verkaufen. Das ist ein Zeichen für das wieder erstarkte Vertrauen zum Papierpfund.

Der Urenkel der Königin von Saba

Auf Schatzsuche in Abessinien. — Ein exotischer Kronprinz kehrt Europa mit seinem Besuch. — Der Kaiser von Aethiopien und die Vorderladekanone.

Von Fred Huller.

Der Kronprinz von Abessinien reist augenblicklich mit seiner Schwester und einem verhältnismäßig kleinen Gefolge durch Europa. Angeblich soll er im Auftrage seines Vaters, des Kaisers Makonnen, den einzelnen Staatsoberhäuptern und Regierungen für die mehr oder minder herzlichen Glückwünsche danken, welche diese gelegentlich der Krönung dem dunkelhäutigen und krauslockigen Beherrscher Aethiopiens ehrerbietigst — die meisten schielten dabei nach dem Goldvorkommen des Landes — zu Füßen legten.

Er sieht nicht uninteressant aus, dieser abessinische Prinz. Zu seinem Samtmantel und seinen engen weißen Leinenhosen paßt zwar der europäische Filzhut nicht im geringsten, sodaß man glauben könnte, er hätte den Geschmack irgend eines Kaffernhäuptlings. Aber vielleicht ist dieser etwas sonderbare Anzug wohlberechnet, vielleicht soll der Eindruck geweckt oder erhalten werden, als hätten es die Europäer hier mit einem noch etwas primitiven exotischen Volke zu tun, das von der hohen Politik nicht viel ahnt.

Europa weiß ja im großen und ganzen auch nicht viel von diesem sonderbaren Lande, wo die Mörder nicht hingerichtet werden, sondern sich freikaufen können und wo die einfachen Schuldner wiederum in Ketten gelegt werden. Vor sechzig Jahren war das Land den Europäern noch fast unbekannt. Eigentlich erst die Kämpfe mit den Italienern, deren Niederlage und das Wettrennen der Großmächte um die Gunst des Kaisers vermittelten der Außenwelt ein wenig Kenntnis von diesem Lande, dessen Fürstenhaus sich der Abstammung von der saagenhaften Königin von Saba rühmt.

Damals hielten es auch die Franzosen für richtig, dem Kaiser Menelik ihre Aufwartung zu machen, und ein Hauptmann erhielt den Auftrag, dem abessinischen Napoleon im Namen des Präsidenten der Republik ein paar Geschenke zu überreichen. Diese bestanden aus Dingen, die europäischem Ermessen zufolge einem schwarzen Potentaten große Freude bereiten mußten: Eine alte Vorderladekanone, ein altes Militärgewehr und eine Spieluhr.

Menelik empfing den Abgesandten sehr liebenswürdig und ließ sich voller Interesse die Handhabung der Kanone, des Gewehrs und der Spieluhr zeigen: „Sehr schön!“ Dann meint er lächelnd: „Wir wollen die Sachen gleich in meine Waffensammlung schaffen lassen. Kommen Sie mit!“ Dann führte er den verblüfften Offizier durch eine Flucht von Räumen, in denen Tausende der neuesten Mehrladegewehre, Dutzende von modernsten Geschützen und alle sonstigen Waffen lagerten, die ein europäisches Heer nur besitzen konnte. Der Kaiser lächelte auf das erstaunte Gesicht des Franzosen hin nur ein wenig und bewies dem Offizier durch ein paar Handgriffe, daß er mit den modernen Waffen mindestens ebenso gut umzugehen verstand wie der Abgesandte mit der Vorderladekanone.

Dieses etwas unergründliche Lächeln des alten Kaisers Menelik kräuselt auch die Lippen des heutigen abessinischen Kronprinzen, wenn er sich in seiner sonderbaren Aufmachung von den Europäern anstaunen läßt. Es sieht ein wenig verächtlich aus, als wollte der Kronprinz sagen: „Glaubt nur, was über die Gründe zu meiner Reise amtlich verlautbarte. In Wirklichkeit kam ich ganz anderer Dinge wegen her.“

Mancher Europäer ist der gleichen Ansicht. Besonders in England munkelt man, der Kronprinz sei nicht aus lauter Höflichkeit sondern deshalb gekommen, um einigen persönlichkeiten seiner Umgebung unauffällige geschäftliche Verhandlungen zu ermöglichen. Im Vordergrunde der Vermutungen stehen die schon eingangs erwähnten Goldvorkommen in Abessinien, die fast ohne Ausnahme noch der Erschließung harren. Eine Reihe von europäischen Staaten bewirbt sich seit einigen Jahren um Konzessionen, und dem Kaiser selbst ist daran gelegen, sich hier eine neue Einnahmequelle zu verschaffen, doch bisher hörte man nichts von einem Abschluß in dieser Richtung.

Eine andere Vermutung, die in diesen Tagen auftauchte, hängt mit den ein wenig phantastisch klingenden und doch von mancher Seite durchaus ernst genommenen Berichten des Engländers Frank Hayter zusammen. Dieser hielt sich einige Jahre in Abessinien auf, um den sagenhaften Schatz der Königin von Saba zu suchen. Er traf dort mit einem anderen Engländer zusammen, der auf eigene Faust den gebirgigen Westen des Landes durchstreift und dort einen von den Eingeborenen „Brüste der Königin von Saba“ genannten Doppelgipfel gesehen hatte. Er meinte nun, zu wissen, warum der Berg so hieß: „Dort gibt es Gold!“

Die beiden rüsteten gemeinsam eine Expedition aus. Ihre Mittel waren beschränkt, und zudem verfolgte sie das Unglück. Bevor sie ihr Ziel erreichten, verendeten 41 von ihren 43 Tragtieren. Noch hundert Kilometer von dem Doppelgipfel entfernt, blieb Hayters Kamerad erschöpft liegen. Der andere Engländer zog allein weiter. Nach unsäglichen Mühen und nach Durchquerung eines Urwaldes von verdorrten Bäumen erreichte er den Fuß des Doppelberges.

Hier stieß er nach längerem Suchen auf eine anscheinend mit Steinwerkzeugen in die Bergwand geschlagene Höhle. Hayter drang mit einer Fackel und einem seiner Schwarzen dort ein. Ein Wasserlauf hatte sich seinen Weg durch den labyrinthartigen Gang gegraben. Hayter folgte ihm mit Mühe. Plötzlich machte ihn sein Fackelträger schreiend auf ein glitzerndes Etwas aufmerksam: „Sieh!“ Der Engländer glaubte das gierige Auge eines Raubtieres zu sehen und schlug mit der Fackel danach. Da blitzten Hunderte von ähnlichen Lichtern auf, Hayter griff nach einem und hielt einen Rubin in der Hand. Er stand auf einem wahren Teppich von Edelsteinen aller Art. Er glaubte, wahnsinnig geworden zu sein, und lief wieder ins Freie.

Am nächsten Tag untersuchte er die Höhle von neuem. Die Rubinen waren noch dort. Er stopfte sich die Taschen damit voll. Er wollte den Gang weiter untersuchen, doch plötzlich stieg das Wasser, als hätte ein unterirdischer natürlicher Stausee seinen Damm gesprengt. Das Wasser griff nach dem fliehenden Engländer, und vollkommen erschöpft, ein dutzendmal dem Tode nahe, gewann Hayter das Freie.

Aller Nahrungsmittel entblößt, mußte er mit dem kranken Landsmann umkehren. Er fuhr nach England zurück und legte hier amtlichen Stellen einen genauen Bericht und Kartenskizzen des Gebietes um die „Brüste der Königin von Saba“ vor. Seiner Ansicht nach hat er die Edelsteinbergwerke entdeckt, aus denen die sagenhafte Königin ihre Schätze schöpfte. Er glaubt, die von ihm gefundenen Rubine und anderen Steine seien durch das Wasser zu Tal gespült worden und die wahre Schatzkammer harre noch der Erschließung. Hierbei sollen ihm amtliche englische Stellen durch Gewährung von Geldmitteln behilflich sein.

Sollte der Kronprinz von Abessinien wirklich — wie gemunkelt wird — auch dieser „Schatzkammer“ wegen nach England gekommen sein? Sein kaiserlicher Vater würde es ja sicher nicht gern sehen, wenn die Schätze seiner Ahnfrau aus dem Lande gingen.

Dem Heimatschutz

ist das Februarheft des „Sauerländischen Gebirgsboten“ gewidmet. Abgesehen von einer reichhaltigen Bildersammlung enthält das Heft Aufsätze von Landrat Reichsminister a. D. Dr. Haslinde-Arnsberg: „Brennende Fragen des Heimat- und Naturschutzes“; W. Münker: „Es geht voran!“ (aus dem Kampf gegen die Auswüchse der Außenreklame); W. Lienenkämper, Herscheid-Schönebecke: „Sauerländischer Gebirgsschutzverein“; Gerd Linden: „Von Baudenkmalen im Kreise Altena“; Walter Dornseifer, Westfeld: „Ein Wort über die Pflege und Erhaltung deutscher Volkssitten und -gebräuche aus alter Zeit“; ein sinniges Gedicht: „In der Heimat“ von W. Lennemann, Naturschutz in Versen. Nachdenkliche Aussprüche wie zahlreiche kleinere Hinweise aus dem für unsere Heimat wie unser Volk so wichtigen Gebiete des Natur- und Heimatschutzes regen dazu an, ihm mehr Aufmerksamkeit in der Oeffentlichkeit zu widmen, als es bisher geschieht. Der „Zeitungsverlag“ z. B. brachte kürzlich einen vortrefflichen Aufsatz, in dem auf die verkehrslähmende und oft sogar lebensgefährliche Wirkung der Himmelsschreiber, Giebelreklame und Reklameschilder hingewiesen wurde. Zu den überflüssigen Reklameeinrichtungen neuerer Zeit gehören auch die sogenannten Kompaß-Wegweiser und die in einigen Orten überhandnehmenden Riesenschilder für Betriebsstoffe und dergleichen. In unserer modernen Zeit des Hastens und des Lärms sollte überall darauf geachtet werden, Ruhepunkte zu schaffen statt anstößige und farbenschreiende Reklameschilder zu errichten, die dem Auge ein Greuel und für die Wirkung der Landschaft geradezu ertötend sind. Wann werden wir uns einmal wieder „restlos“ unserer schönen Sauerland-Heimat erfreuen können? Heimatschutz ist so wichtig, daß sich damit nicht nur einzelne befassen sollten, nein, alle müßten auf Schritt und Tritt ihre heimlichen, aber umso eifrigeren Vorkämpfer und Mitstreiter sein. Erst dann sind wir davor sicher, daß unserer Heimat von dieser Seite keine Gefahr mehr droht. Der Sauerländische Gebirgs-Verein, der mit diesem Sonderheft zum 6. Male zum Kampf gegen die Auswüchse der Streckenreklame wie aller Beeinträchtigung unserer schönen Heimat aufruft, wird auch weiter auf dem Posten sein, wenn irgendwo sauerländische Landschaft bedroht ist.